

# Die Herrnhuter in Graubünden - Streit um die kirchliche Erneuerung im 18. Jahrhundert

von  
Holger Finze-Michaelsen

»Ich ging darauf nach Filisur« zur Synode und trat in die Kirche ein. »Es verdroß mich, wie mich gleich alles angaffte und die Köpfe zusammenstieß; denn einen Fremden zu sehen, ist ihnen was sehr rares.« Von den Verhandlungen »konnte ich aber nicht viel verstehen wegen des Geräusches [der Teilnehmer], denn so ordentlich ist [ein] Synodus Rhaeticus nicht wie [ein] Synodus Fratrum.«<sup>1</sup> Die Synodalen »sehen aus und handeln meistens wie die Gassenbuben, am besten wie wilde Gymnasiasten, die zum erstenmal den Degen anstecken dürfen, rauchen, sauffen und singen dabey geistliche Lieder aus dem Zürcher Musicanten Bachofen<sup>2</sup> (dessen Melodien sich

---

Dieser Aufsatz ist die überarbeitete Fassung eines Vortrages, der am 27. Juni 1992 im Rahmen der Pastoralkonferenz der Evangelisch-rätischen Synode (Bündner Pfarerschaft) in der reformierten Kirche zu Donath/Schans gehalten wurde. Die Publikation des Vortrages ist für 1993 auch im »Bündner Monatsblatt. Zeitschrift für bündnerische Geschichte und Landeskunde« (Chur) vorgesehen, dort jedoch mit einer Einführung in die Geschichte und die theologischen Leitlinien der Brüder-Unität. - Mit der Abkürzung ABU sind handschriftliche Quellen aus dem Archiv der Brüder-Unität in Herrnhut bezeichnet.

<sup>1</sup> ABU, R 19 C Nr. 6b; David Cranz, »Reise-Diarium und Relation von Pündten, im Monat Junio, Julio und Augusto 1757«. Der kränkliche Cranz benützte die Gelegenheit, auf seiner Reise zu einer Trinkkur im Oberengadin einzelne ihm empfohlene Personen, Gemeinden und (inkognito) die Synode in Filisur zu besuchen. Das »Reise-Diarium« wurde teilweise abgedruckt als: Tagebuch eines Pommerschen Geistlichen auf seiner Reise durch Bünden 1757, in: Der helvetische Volksfreund, Chur 1797, S. 298-302.303-310.311f.; Extract aus Br. Cranzens Diario von seinem Besuch in Pündten im Monat Junio, Julio und Augusto 1757; in: Herrnhut. Wochenblatt aus der Brüdergemeine, Jg. 46 (1913), S. 307f.317f.325f.333f.343f.349-352, allerdings unter Auslassung der hier zitierten Passage.

<sup>2</sup> Das geistliche Gesangbuch »Musicalisches Halleluja« (ab 1728 div. Auflagen) vom Kantor am Zürcher Großmünster, Johann Caspar Bachofen (1695-1755), war im 18. Jahrhundert in der Schweiz, besonders in Graubünden beliebt bei Singgesellschaften und zur häuslichen Erbauung.

besser auf den Keller als in die Kirche schicken), [so laut,] daß mir die Ohren gegellt haben.«

Dieses nicht gerade erhebende Bild von einer Bündner evangelischen Synode zeichnet im Jahre 1757 der Herrnhuter Sendbote, enge Mitarbeiter Zinzendorfs und spätere Grönlandmissionar David Cranz anlässlich seiner ausgedehnten Reise durch Graubünden. Ebenfalls nicht gerade erhebend, jedoch recht erheblich ist der Streit gewesen, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Bündner reformierten Kirchengemeinden, auf der Synode bis hin zu den politischen Instanzen der Drei Bünde ausbrach - ein Streit, der - wie man ohne Übertreibung sagen darf - in seiner Heftigkeit und Dauer einmalig in der Geschichte dieser Landeskirche ist. Das mag als Indiz dafür gelten, daß hier an zentrale Fragen gerührt wurde, an denen man nicht ungeschoren vorbeikam. Es ging um die Erneuerung der Kirche. Daß darüber gestritten werden muß, worin sie bestehen und wie sie geschehen könnte, lag damals und liegt auch heute auf der Hand.

Als »Herrnhuterstreit« ist jener Konflikt aus dem 18. Jahrhundert in die Bündner Kirchengeschichte eingegangen. Fast dreißig Jahre wurde die evangelische Bevölkerung Graubündens durch ihn in Atem gehalten. Und die Auseinandersetzungen waren alles andere als eine Angelegenheit, die die Theologen unter sich ausfochten. Bauern, Handwerker, Landammänner (= Bezirkspräsidenten), Zunftmeister, Angehörige der Aristokratie und die politischen Häupter Rätiens waren ebenso darin verstrickt. Und sofern im Hintergrund die Frage nach der Erneuerung der Kirche stand, liegt die Sache bis heute nicht ad acta.

Ich stütze mich im Folgenden vor allem auf meine eigenen Nachforschungen im Archiv der Brüder-Unität, Herrnhut, und zitiere aus zeitgenössischen Briefen, Berichten und Dossiers, die Graubünden betreffen. Darüber hinaus sei auf das Standardwerk für den schweizerischen Protestantismus im 18. Jahrhundert von Paul Wernle<sup>3</sup>, auf einen Aufsatz von Johannes Munz aus dem Jahre 1886<sup>4</sup>, den (allerdings recht allgemein und undifferenziert gehaltenen) entsprechenden Abschnitt in der »Kulturgeschichte« von

---

<sup>3</sup> P. Wernle, Der schweizerische Protestantismus im XVIII. Jahrhundert, 3 Bde., Tübingen 1923-1925.

<sup>4</sup> J. Munz, Die Brüdergemeinde in Graubünden, in: Der Kirchenfreund, Jg. 20 (1886), S. 293-300.309-320.329-336. Munz standen allerdings nur einige wenige Berichte von Diasporaarbeitern zur Verfügung; daraus ergibt sich eine Ungenauigkeit und verallgemeinernde Tendenz seiner Darstellung.

Johann Andreas von Sprecher<sup>5</sup> und den jüngst in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz von Hellmut Reichel über »Die Anfänge der Brüdergemeine in der Schweiz«<sup>6</sup> verwiesen. Eine eingehende Darstellung dieses ereignisreichen Kapitels der Bündner evangelischen Kirchengeschichte steht allerdings noch aus. Das Unitäts-Archiv in Herrnhut, die Archive in den ausländischen Gemeinorten und zahlreiche öffentliche wie Privatarhive in Graubünden und auswärts bergen eine Fülle von Material, das noch längst nicht gebührend beachtet wurde. Auch hier kann natürlich nur ein kleiner Ausschnitt geboten werden.

## I. Die Anfänge in Graubünden

Wann und wie wurden die ersten Kontakte zwischen Brüdern und Bündnern geknüpft? Anknüpfungspunkt für die Herrnhuter war auch hier vor allem das kleine, über das Land verstreute Volk von Pietisten besonders Halle'schen Typs. David Cranz spricht mit Blick auf Chur, der Bündner Kapitale, von »Separatisten, Inspirierte[n] und hallische[n] Schwätzer[n]«, einem Kreis, zu dem auch der noch zu erwähnende Pfarrer Daniel Willi gehörte. Der erste Berührungspunkt ist nach Cranz für das Jahr 1741 auszumachen; damals sei ein alter, namentlich unbekannter Beutelmacher von Genf nach Chur verschlagen worden, habe jenen Churern erstmals von Zinzendorf und der Brüdergemeine erzählt und ihnen somit »des Heilands Verdienst und eine andre Sorte Kinder Gottes, als sie bisher gesehen hatten«, bekannt gemacht. »Das ist aber nicht weit gegangen, würde auch nur in Chur geblieben seyn.«

Eine weitere Spur läßt sich etwa 1742 ausmachen. Junker Peter Perini von S-chanf war der reichlich von ihm konsumierten mystischen Schriften überdrüssig geworden und bat einen nach Augsburg reisenden Engadiner, ihm ein erbauliches Buch mitzubringen. So kam Perini zu einem Exemplar der »Berliner Reden« Zinzendorfs. Sie rührten so sehr an sein Herz, daß er den gleichen Kaufmann bat, ihm bei seiner nächsten Reise »alle Bücher, worauf der Name Gr[af] Z[inzendorf]« stehe, mitzubringen. Der Kaufmann machte seine Sache so gründlich, daß er auch allerhand Schmähschriften ge-

---

<sup>5</sup> J.A. von Sprecher, Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert, bearbeitet und neu hrsg. von R. Jenny, Chur 1973, S. 355-364.637f.

<sup>6</sup> H. Reichel, Die Anfänge der Brüdergemeine in der Schweiz mit besonderer Berücksichtigung der Sozietät in Basel, in: UF 29/30, S. 9-127.

gen Zinzendorf einkaufte - ein Sachverhalt, den Bruder Cranz mit dem Sprichwort kommentierte: »Wo unser Herr Gott eine Kirche baut, da krigt der Satan auch eine Capelle.«<sup>7</sup>

Die weitaus bedeutendste Gestalt, die man für die Anfänge nennen muß, ist jedoch der Bündner Pfarrer Daniel Willi (1696-1755). Nach vielfachen Enttäuschungen während seines Pfarramtes in Maladers und Thusis kehrte er der Kirche und der Synode den Rücken zu, widmete sich als Hauslehrer in Chur jahrelang nur noch der Unter: richtung pietistischer Kinder und erregte des öfteren mit seinen mystischen Druckschriften das Ärgernis der Synode. In Chur scharte er um sich ein Konventikel von etwa 50 Erweckten.<sup>8</sup> Besonders die Studenten am Collegium philosophicum (der Bündnerischen höheren Schule) zeigten sich von der erzväterlich-ernsten Gestalt tief beeindruckt. Bis hin ins Unterland war der Name dieses eigenwilligen und in seiner Mystik recht konfusen Mannes ein Begriff. 1742 kehrte er, nachdem er offenbar seine Skrupel gegenüber dem unbekehrten Kirchenwesen überwunden hatte, ins Pfarramt zurück und wirkte an der Regulakirche. Damals kamen ihm einige Schriften Zinzendorfs in die Hand, die er jedoch kaum verstand. Als der Herrnhuter Sendbote Johann Philipp Dörrbaum (1713-1756) sich 1745 zu Besuchen der Diaspora in der Schweiz aufhielt, wurde er in Aarau darauf hingewiesen, daß es da in Chur einen erweckten Pfarrer Willi gebe. Dörrbaum traf daraufhin am 5. April 1745 in Chur bei Willi ein - als erster Herrnhuter auf Bündner Boden. Acht Tage lang führte Willi den Gast bei seinen Erweckten herum. Dessen Eindruck war nicht gerade begeistert: »Ich habe sie mir denn so alle miteinander angesehen und betrachtet. Sie wissen einem viel vom Bethen, Ringen und Bußkämpfen zu erzehlen und wie man sich verleugnen und sein Fleisch creuzigen und casteyen müßte, aber von den Wunden und dem Versöhnungsbluth unsres Gottes, das allen Schaden heben thut, und von dem armen Sünder, den man aus

---

<sup>7</sup> Alle Zitate aus D. Cranz, »Historischer Bericht, wie die Gemeine u. dies Land miteinander bekannt und was daran gwendet worden«, Exkurs im »Reise-Diarium« (1757), vgl. oben Anm. 1.

<sup>8</sup> Vgl. P. Wernle, a.a.O., Bd. 1, S. 408. Zu D. Willi vgl. B. Hartmann, Daniel Willi und die Anfänge des Pietismus in Graubünden, in: Aus fünf Jahrhunderten Schweizerischer Kirchengeschichte (Festschrift für P. Wernle), Basel 1932, S. 178-205. - Zu Willis mystischen Erbauungsschriften vgl. vor allem das (für die Unterweisung von Kindern geschriebene) »Rätselbüchlein«: In Das Wort der Wahrheit verschantzete und durch dasselbe allein und ohne einige Consequenzen aufzuschliessende und aufzulösende [,] Aus Philosophie, Theologie und Morale sowohl zusammengetragene, als selbst aus und nach dem Maas der Gnade Aufgesetzte Rätsel, [Chur] 1736.

dem Tod Jesu erkennt, wissen sie wenig oder nichts. Und es kam ihnen der Evangelische und leichte Weg, da man ohne alle vorhergegangene praeparation sich als ein Bettler Gnade schenken läßt, wie verdächtig und zu sanfte vor.«<sup>9</sup> Eine ganze Nacht lang habe der Theologe Dörrbaum mit ihm disputiert, und am Ende habe Willi »voll Freude ausgerufen ...: Nun habe ich endlich die Gemeinde gefunden, die ich immer auf Gottes Erdboden vermuthet, aber bisher vergeblich gesucht habe.«<sup>10</sup> Indessen mißtraute Willi der theologischen Zunft doch so sehr, daß erst Bruder Johann Georg Richter (geb. 1713), ein Goldschmied, der Chur ein Jahr später besuchte, dessen Bedenken vollends zu zerstreuen vermochte. Mit großer Ehrerbietung - vergleichbar mit der für Samuel Lutz im Kanton Bern - sprechen die Berichte der Sendboten, die von nun an regelmäßig das Land besuchten, von Willi: »Unser Br. Wille [sic!] ist eigentlich der Mann Gottes und das erste Instrument, das der Heyland in diesem Land zu seiner Sache gebracht hat. Er hat 20 Jahr geweint und viel 1000 Thränen vor das Heil dieses Landes gesäht.«<sup>11</sup> Das pietistische Konventikel von Chur folgte Willi teils in seiner Neuorientierung zur Brüder-Unität hin, teils wurden seine Glieder zu erbitterten Gegnern Willis und der Herrnhuter.

Ein Herrnhuter, wie er im Buche steht, ist Willi jedoch nicht geworden. Der Eifer oder Übereifer seiner neu gewonnenen Erkenntnisse ist ihm deutlich anzumerken. Mehr als einmal mußte er von den Brüdern darin gebremst werden. Sie warnten ihn - und später noch manch andere hier - davor, gewisse Eigentümlichkeiten der Brüder blindlings im Bündnerland zu imitieren. Ein Beispiel: Willi hatte von der großen Bedeutung des Loses bei den Brüdern gehört und es sehr »commode« gefunden, jedoch - so David Cranz - durch allzu fleißige Konsultierung desselben »sich endlich so ins Gewirr geloset« und soviel »Confusion« gestiftet, »daß er selber oft gewünschet hat: Es ist genug. So nimm nun, Herr, meine Seele von mir [vgl. 1. Kön. 19,4]!«<sup>12</sup>

---

<sup>9</sup> ABU, R 19 C No. 2 (53), Bericht von J.Ph. Dörrbaum über seinen Besuch in Mömpelgard (Montbéliard) und verschiedenen Orten der Schweiz (1745).

<sup>10</sup> Extract aus Br. Cranzens Diario, a.a.O. (Anm. 1), S. 351.

<sup>11</sup> ABU, R 19 C No. 2 (70c), »Relation von der jezigen Situation der Sache des Heyls in der teutschen und französischen Schweiz am 14ten Juni 1753«.

<sup>12</sup> D. Cranz, »Reisediarium«, a.a.O. Dort heißt es über voreilige und übereifrige Imitationsversuche brüderischer Einrichtungen durch Bündner Herrnhuterfreunde weiter: »Ich fürchte, sie möchten einmal Lust kriegen, aus guter Meinung [die] eine und andere schöne Einrichtung der Gemeinde als nicht de tempore oder loco zu ih-

Die Briefe Willis, die von ihm erhalten sind, atmen überdeutlich den Geist der »Sichtungszeit« der Brüder-Unität (1743-1749)<sup>13</sup>, die mit der Zeit seiner ersten Begeisterung für die Brüder zusammenfällt. Hier begegnen einem gehäuft all jene schwärmerisch-schwulstigen Wendungen, die die Theologie des Kreuzes vorübergehend zu einer Theologie des Kitsches verkommen ließen, mit ihrem Kult der »Seitenhöhle« Christi, den Verniedlichungen in der Rede von Gott und all den anderen bekannten Undingen. Das Diaspora-Arbeiter-Ehepaar Wallis in Zürich redet Willi in seinen Briefen an mit: »Ihr auserwählten, zu 1000mal geküßten Fleischlein vom S[ün-der-] H[eiland]« und beteuert: »ich kann und will nicht mehr ohne Wunden und ohne das Volck der Wunden leben, eher soll meine Zunge am Gaumen kleben.« Ein andermal schwärmt er im Überschwang: »Dem I. Lamm sein auserwählten Händlein und Füßelein, die dereinst auf dem Ölberg stehen werden ..., sie sind blutfunkelnde Sterne, obschon die h. Seite die blutige Sonn ist, die mit ihrem rubinen Licht unser Hertz, ja Marck und Bein durchstrahlet, durchsaamet, durchsegnet, durchhölet, durchlächelt, durchmannet, durchbadet, durchheizet, durchschwizet, durchlebet, durchfreuet, durchfreuet, durchlehret, durchliebet ewiglich.«<sup>14</sup>

1749 erklärte Willi seinen Wunsch, in eine der Herrnhuter-Kolonien überzusiedeln.<sup>15</sup> Dazu ist es jedoch nicht gekommen; er gehörte offenbar zu denen, die (um der »zerstreuten Kinder Gottes« [Joh 11,5] willen) in diesem Begehren deutlich gebremst wurden. Stattdessen sorgte Willi hier dafür, daß

---

rem und der Seelen Schaden zu imitiren und die Hauptsache, das Hertz, darüber zu vergessen ...«

<sup>13</sup> Vgl. zur »Sichtungszeit«: Zinzendorf und die Herrnhuter Brüder. Quellen zur Geschichte der Brüder-Unität von 1722 bis 1760, hrsg. von H.-Chr. Hahn und H. Reichel, Hamburg 1977, S. 162ff.

<sup>14</sup> ABU, R 19 C No. 6a (4a): »Extract aus einigen Briefen von dem I[lieben] H[errn] Pfarrer Wille [sic!] in Chur an die Geschw[ister] Wallis«, Briefe vom 6.5. und 4.6.1749 und vom 24.6.1751. Auf die Anrede »Fleischlein« ist er laut seinem Brief vom 20.5.1749 durch einen nächtlichen Traum gekommen und nennt sie einen »niedlichen Titel«.

<sup>15</sup> A.a.O. (4c): »Extract aus Bruder Wille [sic!] seinem letzten Brief vom 19. Juni 1749«. »Soll ich dir mein Hertz heraus sagen, so ist mirs so und wird mir je länger je mehr, ich soll zur Gemeinde kommen. Wäre ich ledig, so wartete ich auf keinen Rat, sondern ich thäte, wie mir im Herten wäre ... Widersteht mir aber die Gemeinde für immer, wohlan so muß und wills [ich] auch annehmen.« A.a.O. (1), Brief vom 24.6.1751: »Ach daß ich leben könnte auch nach der Hütte [= Leib], wo ihr lebet, und sterben, wo ihr sterbet. Und meine Gebeine zu den euren legen; jetzt kann ich nicht anders, es ist mir so - oder unser Gott muß mirs anderst machen.«

die Herrnhuter Diaspora-Betreuer mit pietistischen Pfarrern und Gemeindegliedern nahezu im ganzen Bündnerland bekannt wurden. Im Jahre 1750 nahm er den Diaspora-Arbeiter Johann Georg Wallis (geb. 1720) mit auf die Synode in Splügen und stellte diesem eine große Zahl von Amtsbrüdern ähnlicher Gesinnung vor. Wallis machte im Anschluß eine ausgedehnte Reise durchs Bündnerland sprach mit 50 Pfarrern und etwa 500 Gemeindegliedern im Engadin, Bergell, in Davos, im Prättigau, Oberland, in der Herrschaft und Chur, darunter seien »sehr viele aus den vornehmsten Familien« gewesen. Willi habe somit »der Sache des Heilands in Pündten Thür u. Thor weit aufgethan u. sie auf den Thron gesetzt«, heißt es bei David Cranz.<sup>16</sup> In der Tat fällt auf, daß in den bis heute erhaltenen Berichten der Sendboten vom Bündnerland zahlreiche Familien erwähnt werden, die politisch wie wirtschaftlich großes Ansehen genossen; so z.B. die von Salis in Bondo-Soglio, Chur, Davos und dem Prättigau; die von Planta in Zernez; die von Sprecher in der Herrschaft, in Davos, Grüşch und Luzein; die Albertini von La Punt; darüber hinaus werden zahlreiche Geschworne, Landammänner, Bundslandammänner, Zunftmeister u.a. genannt. Das darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Gros der Herrnhuterfreunde in Graubünden vor allem aus dem Bauern- und Handwerkerstand kam. Hinter der häufigen Erwähnung einflußreicher Familien stand wohl die Hoffnung, mit ihnen weitere Kreise zu gewinnen, was sich allerdings als aristokratisierende Illusion erwies und zu wenig die vielzitierte »Bündner Eigenart« berücksichtigte. Daniel Willi sah sich denn auch genötigt, 1745 in einem Brief an Bruder Dörrbaum darauf hinzuweisen, daß man hier »in einem democraticischen Regiment« lebe, »da der Baur so vil giltet als der Fürst und der Pfarrer«.<sup>17</sup>

Der Besuch von Bruder Wallis 1750 im Anschluß an die Splügener Synode war der Auftakt zur Betreuung der Bündner Diaspora. Von diesem Zeitpunkt an kamen alle paar Jahre, zeitweise jährlich oder sogar mehrfach im Jahr Diaspora-Arbeiter nach Rätien, um die ihnen bekannten »erweckten Seelen« unter der Pfarrerschaft und den Gemeindegliedern zu besuchen. Es entstand auf diese Weise in kürzester Zeit ein starkes Netz von Beziehungen, die weit über Graubünden und die übrige Schweiz hinausreichten. In der anfänglichen Euphorie spielte man mit dem Gedanken, einen eigenen Diasporaarbeiter für Graubünden zu entsenden mit Wohnsitz in

---

<sup>16</sup> D. Cranz, »Historischer Bericht ....« (vgl. oben Anm. 7).

<sup>17</sup> ABU, R 19 C No. 6a (1), Brief vom 18.5.1745.

Chur oder Umgebung.<sup>18</sup> Ja, man ging sogar so weit, den Erwerb des Schlosses Haldenstein in Erwägung zu ziehen, um in Graubünden ein Pendant zum neuenburgischen Schloß Montmirail zu haben.<sup>19</sup> Aber beides zerschlug sich, vor allem wohl wegen des heftigen Gegenwindes, den man bald zu spüren bekam.

Nackte Zahlen von Freunden und Mitgliedern haben das Wesen und die innere Kraft der Brüder-Unität allerdings nie recht erfassen können. Ihre Stärke war seit jeher die stille Treue Einzelner. So ist das, was ich hier an Zahlen nenne, mit gebührender Vorsicht zu genießen: 1753 wurden 385 Freunde gezählt, darunter 42 Synodale<sup>20</sup>, 1778 noch 249, davon allein 70 in Celerina und 34 in Klosters (womit auch die beiden Stammorte in Graubünden bezeichnet sind). Um ein Vergleichsmoment zu haben, sei erwähnt, daß im gleichen Jahr 1778 der Sozietät Zürich mit Schaffhausen und St. Gallen, jeweils Stadt und Land, total 321 angehörten.<sup>21</sup> Es ist also keineswegs übertrieben, Graubünden als eine Hochburg der Herrnhuter in der Schweiz des 18. Jahrhunderts zu bezeichnen. Ihre Existenz konnte weder im Gemeindeleben noch auf der Synode (wo etwa die Hälfte herrnhuterfreundlich gesinnt waren) übersehen werden. Nur darum konnte später auch solch ein Aufruhr entstehen.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei den Diaspora-Arbeitern. Die meisten hatten ihren Sitz in Zürich, von wo aus sie auch die Bündner Diaspora mitbetreuten. Ihr Weg führte gewöhnlich an den Walensee, wo sie mit dem Schiff übersetzten. In Walenstadt stand meist ein Pferd für sie bereit, das Junker Perini ihnen entgegengeschickt hatte, wenn er nicht sogar selbst erschienen war. Man nahm sich die Freiheit, wenn nötig inkognito zu reisen,

---

18 »Relation von der jezigen Situation ...« (vgl. oben Anm. 11). Erwogen wurde die Entsendung eines Gemeinarbeiters, »um in der Stille einen Aufenthalt von etwa ½ oder 1 Jahr in dem Lande zu machen. Wäre dieser Br[uder] von Profession ein Schneider, so hätte er alle Freyheit, in denen guten Häusern auf dem Lande, welche mit uns bekannt sind, zu arbeiten und kriegte dadurch eine erwünschte Gelegenheit, sich in der Stille u. ohne Aufsehen und Gefahr der Seelen anzunehmen, bis uns der Heyland künfftig mehr Bahn und Freyheit verschaffte. Es müßte aber ein robuster Bruder seyn, der die fatiguen [= Strapazen] ertragen könnte.«

19 ABU, R 19 C 11 (1), Protokoll der Gemeinarbeiter-Konferenz in Montmirail Sept. 1763: »Es ist schon vor einigen Jahren darauf gedacht worden, im Lande ein Guth zu kauffen, z.E. Haltenstein, das mit einigen Freyheiten versehen wäre, um da mit der Zeit ein Hauss Gottes zu formiren, in der Idee wie Montmirail.«

20 Vgl. »Relation von der jezigen Situation ...«

21 Vgl. ABU, R 19 C 19a (56), Bericht Klawe Okt.-Dez. 1778.



geschehen.«<sup>22</sup> Ihre erste Station war meist Jenins, dann ging es zu einem mehrtägigen Aufenthalt nach Chur. Von dort aus wurde eine Rundreise angetreten, die von der Herrschaft über das Prättigau, Davos und den Flüela ins Engadin führte bis hinab ins Bergell. Von dort zurück entweder wieder über den Flüela oder über den Albula, um danach Richtung Flims und Jlanz zu reisen. Anfangs waren es lediglich Brüder, die diese Stapazen auf sich nahmen; die Anforderungen an eine gute körperliche Konstitution waren erheblich. Einer erzählt, wie er im Winter mit Fußeisen und unter Lebensgefahr den Flüela (Passhöhe 2383 m ü.M.) überquerte. 1768 stellte Bruder Caspar Friedrich Siewicke (1718-1795) der Unitätsleitung gegenüber als Mangel fest, »daß noch keine Schwester von der Gem[eine]« die Talschaften besucht habe, gab aber zu bedenken, »daß es allemal ein gefährlicher Weg ist vor Personen, die schwindl[ig] und dergl. Berge zu pass[jieren] nicht gewohnt sind«.<sup>23</sup> Mit den Geschwistern Klawe kam dann 1777 das erste Ehepaar nach Graubünden und damit die erste Frau, um die Diaspora zu besuchen. Johann Friedrich Klawe (1734-1793) war ein Handwerker aus Landsberg, seine Ehefrau Elisabeth geb. Brauer (1729-1780) eine Mennonitin aus Norden/Ostfriesland.<sup>24</sup> Den minutiösen Berichten zufolge, die die Sendboten jeweils über ihre Reisen aufsetzten, um sie an die Leitung der Unität zu senden, habe ich in den Jahren 1750-1800 insgesamt 36 solcher Reisen auf der eben beschriebenen Route ausfindig machen können; dabei sind die zahlreichen Brüderbesuche nur in Chur und Umgebung nicht mitgezählt. Der letzte Reisebericht dieser Art, den ich fand, stammt aus dem Jahre 1866.<sup>25</sup> Sie wären eine wahre Fundgrube für die Bündner Kirchengeschichte besonders des 18. Jahrhunderts, für die Synodalgeschichte ebenso wie für die Geschichte pietistischer Frömmigkeit in den Gemeinden.

Nun wird man sich natürlich fragen: Was taten denn diese Diaspora-Arbeiter auf ihren Rundreisen? Zunächst einmal hielten sie sich strikt an die Personen am Ort, von denen ihnen bekannt war, daß es sich um Freunde handelte. Evangelisatorische Kundgebungen zu veranstalten, etwa im Stile der späteren Erweckungsbewegung, war nicht ihre Art. Zählte der Ortspfarrer zu den Freunden, so war es das erste, an die Pfarrhaustür zu klopfen.

---

22 ABU, R 19 C No. 6a (4c), »Extract aus Bruder Wille seinem letzten Brief vom 19. Juni 1749«.

23 ABU, R 19 C No. 2a IV (120), Brief Sieweckes während seines Aufenthaltes in Chur vom 28.4.1768 an Johannes von Watteville in Zeist/Holland.

24 Vgl. deren sog. »Dienerblatt« (tabellarischer Lebenslauf) im ABU und das Diarium 1777/78, R 19 C 19a (53a und 56).

25 ABU, R 19 C No. 20b, Bericht von Bruder Hayder 1866.

Dieser rief dann gewöhnlich die Erweckten zu einer Versammlung zusammen oder führte den Diaspora-Arbeiter zu einzelnen Häusern. In der Versammlung, deren Teilnehmerzahl bis auf 70 gehen konnte (so etwa in Klosters und Celerina) und die im Pfarr- oder in einem Privathaus stattfand, wurde dann eine kurze Ansprache über das Losungswort des Tages gehalten. Herrnhuterfrömmigkeit ist Herzensfrömmigkeit. Entsprechend buchen es die Berichte jeweils als Erfolg, wenn die Zuhörer »zu Thränen gerührt« waren oder daß sich »der Heiland recht fühlbar« zu der Versammlung »bekannte«. Es wurde gebetet, gesungen (der Kirchengesang lag damals in Graubünden an vielen Orten noch arg darnieder) und ausgiebig vom Stand und Gang der Heilandssache in der ganzen Welt berichtet. Dieses Element ist in seiner Bedeutung kaum zu unterschätzen. Die Gemeindeglieder sahen so immer wieder über die engen Grenzen des Bündnerlandes hinaus. Die Brüder-Unität hat zu diesem Zweck ein Meisterstück der erbaulichen Kommunikation zustandegebracht: die wöchentlichen, von Hand geschriebenen »Gemein-Nachrichten«, die in einem festen Turnus ihren Weg auch durch die deutschsprachige Schweiz machten.<sup>26</sup> Jede Woche stand auf diese Weise jeder erbaulichen Versammlung auch noch am hinterletzten Ort ein Schrifttum zur Verfügung, das mit Aktualität berichtete von der weltweiten Mission, vom Geschick einiger Dienerinnen und Diener, von verheißungsvollen Aufbrüchen im kirchlichen Leben, von Lebensläufen verstorbener Brüder und Schwestern. Der Zirkulationsweg dieser Gemein-Nachrichten gibt einen guten Eindruck von den straff organisierten und für die damalige Zeit erstaunlichen Übermittlungswegen der Herrnhuter. In Barby wurden sie geschrieben, gingen von da über Bern nach Montmirail, von da nach Genf, wieder über Bern nach Aarau, von da nach Lenzburg, Beinwil, dann wieder über Aarau nach Basel, von Basel in die umliegenden Ortschaften, dann weiter nach Schaffhausen, Stein, Winterthur und Zürich, von Zürich nach Chur, von Chur nach Jlanz, zurück nach Chur und ins Engadin (La Punt, Celerina, Silvaplana, Zuoz, Zernez), wieder zurück nach Chur und dann ins Prättigau (Luzein, Klosters) und nach Davos, dann wieder zurück ins Rheintal und auf dem Rückweg über das Züribiet nach Montmirail. Wir können uns ausmalen, wie zerlesen diese Oktavhefte aussahen, nachdem sie durch so viele Hände gegangen waren!

---

<sup>26</sup> Vgl. Fr. Geller, Hans Heinrich Schulthess (1665-1739) - Aufnahme und Pflege der Mission der Brüdergemeine in Zürich, Herrnhut 1906, S. 18f., wo die Route zitiert wird aus einem Bericht von Anton Stähli mit dem Titel »Vom Zürcher Plan«, ABU, R 19c 10 (4).

Die Diaspora-Arbeiter ermunterten also bei ihren Besuchen dazu, die Gemein-Nachrichten fleißig zu lesen. Größere Versammlungen wurden grundsätzlich nach Geschlechtern getrennt. Danach kam das für die damalige Gemeindeseelsorge der Brüder typische »Sprechen«, eine Art Seelsorge im Einzelgespräch. War ein Ehepaar unterwegs, so war die Frau für die Frauen zuständig - somit die erste organisierte Seelsorge für Frauen durch Frauen in unserer Kantonalkirche! Mit dem Pfarrer am Ort, bei dem man meist auch übernachtete, wurden vielfältige Aussprachen gehalten über dessen »Herzenzustand«. Es fällt übrigens in den Berichten auf, daß die Diaspora-Arbeiter den Pfarrern gegenüber großes Gewicht auf das Zuhören legten - Seelsorge an Seelsorgern. Am nächsten Tag wurden sie dann zum Pfarrhaus des nächsten Ortes begleitet.

So erstaunt es nun wohl nicht zu hören, daß die Lebenswege einzelner Bündner auch aus ihrer Heimat fortführten, um entweder in größerer Nähe zur Brüdergemeinde zu leben oder um sogar in deren Dienst tätig zu werden. Das war nur möglich durch das feinmaschige Netz der Diaspora, das viele Kräfte weckte, förderte und in ihrem Dienst trug. Ich möchte nur einige Beispiele nennen:

Johannes Janett von Tschlin (1729-1803), ein junger Pfarrer in Zernez, begab sich nach Neuwied und nahm dort 1765 eine durch die Unitäts-Ältestenkonferenz vermittelte Berufung in eine reformierte Kolonistengemeinde bei Saratow an der Wolga an; der erste reformierte Pfarrer im Wolgagebiet wurde später zum Senior (Dekan) aller evangelischen Gemeinden dieser Region ernannt.<sup>27</sup>

Ihm folgten - ebenfalls via UAC vermittelt - 1779 zunächst Pfarrer Hartmann von Moos von Malans (1737-1803) mit Frau und vier Kindern<sup>28</sup> dann 1784 Johannes Baptista Cattaneo (1745-1831), zuletzt Pfarrer in St. Antönien/Prättigau, mit hochschwangerer Frau und sechs Kindern.<sup>29</sup> Beide hatten in ihrer Bündner Heimat zu den Herrnhuterfreunden gehört. Die abenteuerliche Reise ins Wolgagebiet war etwa 5000 km weit und mit ungeheuren Strapazen zu Land und zu Wasser verbunden. Die drei Bündner waren dann - samt ihren Familien - eng mit Sarepta verbunden.

---

<sup>27</sup> Vgl. H. Finze-Michaelsen, Johannes Janett (1729-1803) - ein Bündner Prädikant zieht an die Wolga, in: Bündner Monatsblatt, Chur 1992, S. 115-130.

<sup>28</sup> Vgl. ders., Drei Bündner Pfarrer an der Wolga, in: Bündner Kalender, Chur 1992, S. 86-92; über von Moos S. 89f.

<sup>29</sup> Vgl. ders., Von Graubünden an die Wolga. Pfarrer Johannes Baptista Cattaneo (1745-1831) und seine Zeit, Chur 1992.

Johannes Loretz, Pfarrerssohn aus Chur (1727-1798), war zunächst Fähnrich in holländischen, dann Hauptmann in genuesischen Diensten; er siedelte 1758 nach Neuwied um und verhandelte 1763 in Begleitung von Paul Eugen Layritz erfolgreich mit der russischen Zarin Katharina II. über die Errichtung einer Brüderkolonie in der Wolgasteppe. 1770 visitierte Loretz im Auftrag der Unitätsleitung die Gemeinen in Nordamerika, 1783/84 auf den westindischen Inseln.<sup>30</sup>

Sein Bruder Martin Loretz (1728-1806) zog 1779 mit seiner Ehefrau Maria (einer Tochter des erwähnten Daniel Willi) nach Herrnhut und wurde Internatsleiter der Knabenschule von Niesky.<sup>31</sup>

Johannes Bardill von Jenaz (1757-1845) ließ sich aus dem fremdländischen Soldatendienst entlassen, wurde in Neuwied aufgenommen, erlernte dort die Seifensiederei, wurde zunächst Missionar auf Antigua (Mittelamerika), dann Prediger in Pennsylvania und New York und schließlich in einer Indianergemeinde in Ohio.<sup>32</sup>

Ludwig Menn von Scuol (1718-1781) diente bei hessischen Truppen, erlebte als gefangener Deserteur eine Bekehrung, kaufte sich 1745 vom Soldatenstand los und ersuchte 1751 um Aufnahme in der Brüdergemeinde in Herrnhut, was ihm aber nicht bewilligt wurde. 1754 erhielt er jedoch die Erlaubnis, nach Herrnhut zu ziehen, arbeitete dort als Maurer, später in Barby als Buchdrucker. 1768 traf er in der Brüderkolonie Sarepta an der Wolga ein, wo Menn in der Tabakhandlung tätig war.<sup>33</sup>

Florian Bianchi von Celerina (1745-1811) kam als 19jähriger nach Neuwied, um (als Romanischsprechender) hier Deutsch und Musik zu lernen, und schloß sich 1763 der Gemeinde an, obgleich sein Vormund und Onkel ihm für diesen Fall die Enterbung angedroht hatte. Sein Vater war ein wohlhabender Besitzer von Kaffeehäusern in Fiume, Lyon und Dünkirchen gewesen. Bianchi betätigte sich in Neuwied als erfolgreicher Kaufmann und errichtete 1782 eine Tabakfabrik; später kamen Beteiligungen an Öl- und Mahlmühlen, in der metallverarbeitenden Industrie u.a. hinzu. Er gehörte zu den »typisch brüderischen« Kaufleuten und war weit über Neuwied hinaus bekannt.<sup>34</sup>

---

<sup>30</sup> Vgl. J. Loretz, Selbstbiographie, in: Der Brüder-Bote, Jg. 36 (1897), S. 241-253; Jg. 37 (1898), S. 10-24.41-46.67-72.90-96.

<sup>31</sup> Vgl. ABU, »Dienerblatt«.

<sup>32</sup> Vgl. ABU, »Dienerblatt«.

<sup>33</sup> Vgl. ABU, »Bericht von Sarepta vom Mai bis Ende August 1781«, in: Beilagen [zu den Gemein-Nachrichten] 1782, No. I-IV, S. 970ff.

<sup>34</sup> Vgl. D. Krieg, Das Behagelsche oder Herrnhuter Eckhaus an der Engerser Straße, in: Heimatkalender des Landkreises Neuwied 1965, S. 82-87 (Bianchi kaufte

Jakob Ulrich von Albertini von La Punt (1727) entstammte ebenso wie seine Ehefrau Margaretha von Planta von Zernez (geb. 1735) einem alten, wohlhabenden Bündner Aristokratengeschlecht. 1769 wurden beide in Neuwied aufgenommen und errichteten in der Pfarrstraße (sog. altes Herrnhuter-»Quarrée«) ein stattliches Wohnhaus. Am 17. Februar 1769 wurde ihnen ein Sohn geboren, Johann Baptist von Albertini (gest. 1831), ein Studiengenosse und enger Freund Schleiermachers, Dichter, Bischof und langjähriges Mitglied der Unitäts-Ältestenkonferenz.<sup>35</sup>

Überhaupt wurde Neuwied zum Hauptanziehungspunkt herrnhutisch gesinnter Bündner, denn der »reformierte Tropus« war hier von Anfang an am stärksten vertreten. Eine Stichprobe in den Einwohnerverzeichnissen für das Jahr 1773 ergibt, daß von den 268 Dauerbewohnern der Herrnhuterkolonie immerhin 25 (also knapp 10%) aus Graubünden stammten: aus Celerina, Zuoz, Luzein, Chur usw. Sie arbeiten in den dortigen Betrieben als Kaufmann, Weber, Drechsler, als Stickerin, Näherin oder Handschuhmacherin. Unter den erwähnten 25 sind sechs Kinder, die dort unterrichtet und erzogen wurden.

Einer, der nicht hinauszog, sondern im Engadin von Celerina aus in die Breite wirkte, war Gian Battista Frizzoni, oder romanisiert: Fritschun (1726-1800).<sup>36</sup> Bereits als Pfarrer in Bondo übersetzte er zahlreiche Herrnhuterlieder ins Italienische. Später schuf er viele vom Geist Herrnhuts inspirierte Kirchengesänge in romanischer Sprache, von denen eine stattliche Zahl (19) bis heute im Gesangbuch des Engadins zu finden ist.<sup>37</sup> Wenn die

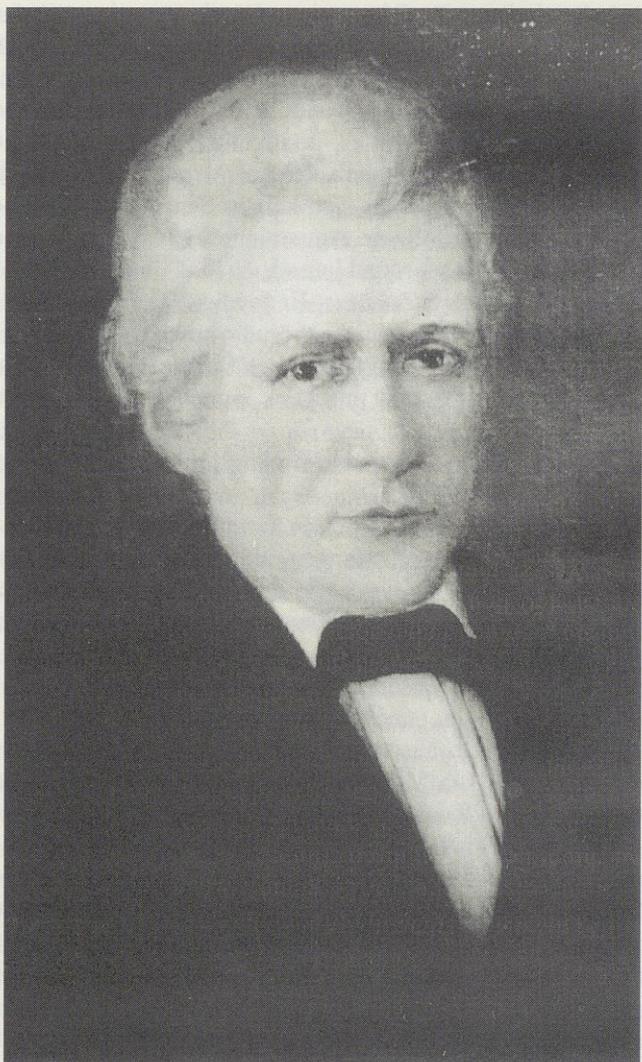
---

1782 dieses Haus); G. Michaelis, Familienbuch Linde-Grimm. Ein Forschungsbericht, (als Mskr. gedruckt im Selbstverlag des Autors) Bielefeld-Senne 1981, S. 149ff. (Bianchi gehörte zu den Vorfahren dieser Familie).

<sup>35</sup> D. Krieg, Das von Albertini-Steffens'sche Haus in der Pfarrstraße, in: Heimat-Jahrbuch des Landkreises Neuwied 1983, S. 37-42; Zum Gedächtnis des selig entschlafenen Bruders Joh. Bapt. v. Albertini, Gnadau 1832. P. Lorenz, Johann Baptist von Albertini, Chur 1894.

<sup>36</sup> Vgl. G.-P. Ganzoni, Monographia da Schlarignia [= Celerina], Samedan 1982 (romanische Ausgabe) und 1990 (deutsche Ausgabe), S. 179ff.

<sup>37</sup> Il Coral, Ediziun revaisa e cumpletada, fetta per incumbenza dal Colloqui d'Engadina bassa/Val Müstair, Samedan 1977, Nr. 45.70.72.101.111.115f.122.139.153.156f.160.163.168.171f.185. Vgl. auch die Sammlung: Ladinische Lieder von Johann Frizzoni nach dem Unter-Engadiner Gesangbuch von 1923, in: Die Brüdergemeine. Kirchenordnungen, Lieder, Liturgien und Lehrschriften der Herrnhuter, bearbeitet von C. Fabricius (Corpus Confessionum. Die Bekenntnisse der Christenheit, Abt. 10, Bd. 1), Berlin/Leipzig 1936, S. 561-584; die Lieder sind hier zweisprachig (romanisch-deutsch) wiedergegeben.



Johannes Battista Frizzoni 1727-1800  
Ölgemälde im Hause G.C. Frizzoni in Celerina

Diaspora-Arbeiter in ihren Berichten einen Bündner uneingeschränkt loben, dann ist es Frizzoni. Sie nennen ihn einen »admirablen Menschen, unter allen Pfarrern den liebsten«. »Sein erster Anblick ist wie [der] eines vornehmen Italiäners, sein Wesen und conduite ist modest, noble und freundlich, sein Umgang einfältig, munter, unaffected, beides, Fragen und Antworten, solide, apropos und nützlich. Er hat Verstand am Evangelio, ein weiches, sünderhaftes Hertz, traut sich keinen Schritt, als [nur] so weit er sich und den Heiland kennt. Seine Amtsmiene ist bei aller Jugend freundlich-gerade, Liebe und Respect gebietend. Er hat eine schwache Stimme, aber desto attenter sind seine Zuhörer. Er predigt das Evangelium ganz und lauter, aber ernstlich. Man *muß* ihm anhören«, so charakterisiert ihn David Cranz.<sup>38</sup> Eine umfassende Biographie dieses für die Kirchengeschichte des Engadins wichtigen Mannes fehlt übrigens immer noch und wäre sehr zu wünschen.

Fassen wir das Wichtigste über das Wirken und den Einfluß der Herrnhuter in Graubünden zusammen:

1. Die Brüder-Unität vermochte auch in Graubünden separatistische Tendenzen zu einem guten Teil aufzufangen, abgewandte Altpietisten der Kirche neu zuzuführen und neue Kräfte in der Ortsgemeinde zu wecken. Sie knüpfte dabei an die bereits bestehenden »Versammlungen« (Konventikel) an.
2. Sie trug in Graubünden wesentlich zur Horizontöffnung der Gemeindeglieder bei: durch grenzüberschreitende Verbindungen mit dem Ausland, durch Besuche und Briefe aus der Ferne, durch regelmäßige und organisierte Information über die Mission und das Leben der Unität (»Gemein-Nachrichten«) u.a. Den Diaspora-Arbeitern kam hierbei zentrale Bedeutung zu.
3. Sie trug in Graubünden wie keine andere Kraft zum ersten größeren Einbruch in die traditionelle Struktur der »Pfarrerkirche« bei: Gemeindeglieder leiteten Versammlungen, übten Seelsorge untereinander, begannen sich für die weltweite Mission zu interessieren; neben die Kirche trat das Privathaus als Versammlungsort.
4. Sie ermunterte die Pfarrer zu mehr »Gemeinschaft« untereinander. Die ersten »Pastoralkonferenzen«, die der gegenseitigen Erbauung und Weiterbildung dienten, wurden ins Leben gerufen; der »Seelsorge unter Seelsorgern« wurde neue Beachtung geschenkt.

---

<sup>38</sup> D. Cranz, »Reise-Diarium«.

5. In Graubünden wurden Klosters mit Pfr. Johannes Roseli d.J. und Celestina mit Pfr. Gian Battista Frizzoni resp. das Prättigau<sup>39</sup> und das Oberengadin zu Hochburgen der Herrnhuter in der Schweiz.

## II. Der Streit um die Herrnhuter in den Gemeinden

Um das, was hier in der Stille gewachsen war, *blieb* es nicht still. Die abendlichen Versammlungen außerhalb der Gottesdienste und zudem in Privathäusern, das regelmäßige Auftauchen der Diaspora-Arbeiter, das vielfältige fremde Schrifttum, das nun in mancher Bauernstube begierig verschlungen wurde, Pfarrer, die in gefühlsseligen Worten nur noch *ein* Thema in ihren Predigten ausbreiteten: Jesu Blut und Wunden für den Sünder, und so statt des Kopfes das Herz zu erreichen suchten - all das sprengte das Hergebrachte, war zu neu und zu ungewohnt. Streit um die Pietisten alten Stils hatte es zwar auch genug gegeben, er blieb aber im Wesentlichen auf innergemeindliche Konflikte beschränkt. Zum ersten Mal sah man sich hier einem kirchlichen Phänomen ausgesetzt, das quer durchs Land Wurzeln schlug und Blüten trieb. Es konnte nicht anders sein, daß darüber Animositäten ausbrachen (was die mildeste Form war) oder sogar giftiger Streit, Verleumdungen, Unterstellungen bis hin zu drohenden Schlägereien.

Einige Beispiele aus den Gemeinden zur Illustration. Als der Diaspora-Arbeiter Macrait 1763 in Ilanz auftauchte, schlossen feindlich gesinnte Einwohner ein Komplott, »ihm die Beine entzwei zu schlagen, wenn sie ihn erwischen könnten«<sup>40</sup>. - In Silvaplana läuteten die Gegner 1778 aus Protest während einer Versammlung die Kirchenglocken. Um weitere Störungen zu vermeiden, ließ der Landammann auf die nächste Versammlung hin die Kirchturmtüre zunageln.<sup>41</sup> - In Bondo reichten Gemeindeglieder 1758 eine Beschwerde ein gegen ihren Pfarrer Frizzoni; man machte ihm unter anderem zum Vorwurf, daß die erweckten Ehefrauen unter »Hintansetzung der ihnen für ihre eigenen Kinder und für ihr Hauswesen obliegenden Pflicht sich ihren Zusammenkünften widmen«. Frizzoni wurde aus Bondo

---

<sup>39</sup> Vgl. H. Finze-Michaelsen, Die Herrnhuter im Prättigau vor 200 Jahren, Publikation vorgesehen in: Bündner Kalender, Chur 1994.

<sup>40</sup> P. Wernle, Bd. 1, S. 438.

<sup>41</sup> Vgl. ABU, R 19 C 19a (54), Bericht der Geschwister Klawe April-Juli 1778 über den Vorfall vom 9. Juni.

vertrieben.<sup>42</sup> - Umgekehrt 1776 die Frauen in Safien: als sich dort zwei Pfarrer weigerten zu versprechen, fortan keine Herrnhutischen Schriften mehr zu lesen, machten die Frauen ihren stimmberechtigten Männern mit Erfolg Beine, die renitenten Pfarrer abzumehren.<sup>43</sup> - In Grüşch wurde Pfarrer Christian Ziegerer, ursprünglich ein Pietist Halle'schen Typs, dann ein eifriger Verfechter Herrnhutischer Frömmigkeit, am Pfingstmontag 1768 mit etwa 20 Stimmen abgemehrt. Dem jungen Heißsporn wurde vorgeworfen, daß er falsche Lehre verbreite.<sup>44</sup> - Dann die heftig brodelnde Gerüchteküche: In Celerina wurde 1787 durch eine Frau das Gerücht verbreitet, jeder Versammlungsteilnehmer habe dem anwesenden Diaspora-Arbeiter einen Taler (heute ca. 150 Fr.) bezahlen müssen.<sup>45</sup> Im Engadin stürzte sich 1768 ein Mann ins Wasser und ertränkte sich; man sagte, die Herrnhuter hätten ihm den Kopf verdreht; er hatte jedoch nie eine Versammlung besucht.<sup>46</sup> Von den Munkeleien, die daraus erwachsen konnten, wenn ein lediger junger Pfarrer eine abendliche, nur von Frauen besuchte Versammlung hielt, ganz zu schweigen.

Streit gab es aber auch unter den Vätern und Brüdern der Synode. Vize-dekan Pernisch von Samedan - ein Name, der uns jetzt noch öfter begegnen wird - sprach von den Herrnhutern schlichtweg als einer »Eiterbeule«.<sup>47</sup> Antistes Leonhard in Davos nannte Zinzendorf einen »Antichrist«, warnte vor »Pest und Krebs« der Herrnhuter und zitierte den Kirchenvater Hieronymus: »Das faule Fleisch muß ausgeschnitten und das rüdische Schaaf vom Schaafstalle abgesondert werden, damit der Brand nicht in das ganze Haus und in die ganze Herde komme und alles verderbe.«<sup>48</sup> Den Gipfel solch rüden Tons erklimmte ein Unbekannter, der unter dem Pseudonym »Athanasius Biglioni« sein Gift in Broschüren verspritzte. Satan sei »des

---

42 ABU, R 19 C No. 6a (10b): J.B. Frizzoni, »Apologia oder Vertheidigung wider die in nebenstehendem Memorial gemachte Imputation«. Das Memorial der Kläger wurde am 16.8. der Landsgemeinde Unterporta/Bergell vorgelegt.

43 Vgl. J. Munz, S. 331.

44 Vgl. seinen handschriftl. Lebenslauf im Archiv der Brüdersozietät Basel.

45 Vgl. ABU, 19c 19b (26), Bericht H.G. Dietrichs Sept.-Nov. 1787; dort schreibt Dietrichs weiter: »Ich für mein Teil konnte ganz beruhiget über diese Anschuldigung sein, weil mich vielmehr das Gegentheil betroffen, daß ich [nämlich] gar nichts zu meiner Reise erhalte.«

46 Vgl. ABU, R 19c 19a (10); Diarium Siewicke Juni 1767 - März 1769.

47 Vgl. Epistola ad Jacobum Pernisium, o.O. 1775, S. 5: »ulcus«.

48 J. Leonhard, Öffentlich gehaltene Rede ... wegen denen sogenannten Herrnhutischgesinnten Geistlichen, o.O. 1775, S. 7.13f.

Zinzendorfs bester und liebster Freund« gewesen, die Herrnhuter entsprechend »des Teufels Factoren und Agenten«. Die Sendboten waren ihm »Böcke«, und er empfahl den Hausvätern dringend, bei deren Erscheinen »ihre Weiber und Töchter, die sie für Geiß ansehen, gleich ein[zu]schließen und gute Wacht [zu] halten vor ihren Häusern«. Diesen Sendboten wünscht der wackere Mann die »Straf[e] des Galgens«, und den herrnhutisch gesinnten Dekan Antonius Zanuck in Seewis nennt er einen »bösen Mann«, dem man »den Kopf herunterschlagen« sollte.<sup>49</sup> Gerne hätte ich auch einige entsprechende Kostproben von der anderen, der Herrnhuter-Seite serviert. Es gereicht jedoch dieser Seite zur Ehre, daß sie sich weder in Briefen noch Druckschriften auf das Niveau dieser Kraftausdrücke und Gemeinheiten begeben hat.

Nun - verlassen wir diese eher unappetitlichen Polemiken. Die Frage ist, wie es überhaupt zu solch heftigen Reaktionen, ja sogar zu einem regelrechten Frontenkrieg in einzelnen Gemeinden und dann vor allem zu einem Dauerbrenner von fast drei Jahrzehnten auf der Synode kommen konnte. Paul Wernle hat wohl recht, wenn er sagt: Das Herrnhutertum »war keine Kampftheologie, aber sie führte doch allenthalben zu heftigen Kämpfen, einfach durch ihr Dasein ... Nirgends wurde mit solcher Leidenschaft gekämpft wie in Graubünden, weil nirgends das Herrnhutertum sich so tief einnisten konnte.«<sup>50</sup> Das Phänomen als solches ist schwer genug zu fassen; man verstehe meine Überlegungen als einen *Versuch*, einige Aspekte zusammenzutragen, die hierbei wohl eine wichtige Rolle spielten.

1. Die Spätorthodoxie hatte den lebendigen Anschluß an die Hauptstücke reformatorischer Lehre zu weiten Teilen verloren. Als Indiz dafür mag gelten, daß die Bekenntnisschriften (Confessio Rhaetica 1552; Confessio Helvetica posterior 1562) zwar de iure in Ehren und für verbindlich gehalten wurden, sich de facto jedoch kaum in einem Bündner Pfarrhaus befanden. Der Beschluß für einen Neudruck (1726) geriet ganz einfach in Vergessenheit. Der Sinn für das Elementare des evangelischen Glaubens war gewichen. »Das Alt-Evangelische war wie verschollen« (P. Wernle).<sup>51</sup> Als es in Gestalt der theologia crucis, der Blut-und-Wunden-Theologie eines Zinzendorf wieder auftauchte, meinte man davor warnen zu müssen. Auf ähnlicher Linie liegt eine Bemerkung Karl Barths, wonach jene Blut-und-Wunden-theologie »so etwas wie die Arche Noah« gewesen sei, »in der damals die

---

<sup>49</sup> A. Biglianti, Rechtfertigung, o.O. 1778, S. 5.7.12.15f.; Anhang S. 7.

<sup>50</sup> P. Wernle, Bd. 3, S. 63f.

<sup>51</sup> P. Wernle, Bd. 3, S. 63f.

Lehre von der Rechtfertigung allein im Glauben durch die Sündflut des frommen und des vernünftigen Pelagianismus hindurch gerettet worden ist.«<sup>52</sup> Wir können hier hinzusetzen: Besonders in Graubünden schaukelte die Arche Noah beträchtlich auf den Wellen dieser »Sündflut« ...

2. Die Christozentrik der Brüder-Unität wurde als gefährliche Verkürzung des biblischen Gesamtzeugnisses angesehen. 1775 stellte Pfr. Paulus Kind von Chur in einem Memorial die nach seiner Auffassung charakteristischen Lehrunterschiede von Orthodoxen und Herrnhutern zusammen: »Jene eignen das Schöpfungswerk allen drei [göttlichen] Personen zu, diese allein dem Sohn. Jene verkündigen den ganzen Rat Gottes und alle göttlichen Wahrheiten, diesen sey es leid, wenn sie von etwas anderem als vom Kreuz Christi predigen sollen. Jene schärfen alle Pflichten ein, diese nur den Glauben. Jene predigen Christum in beiden Ständen [Erniedrigung und Erhöhung] und wollen ihn ganz haben, diese nur in seiner Erniedrigung.«<sup>53</sup> Das war zwar eine unhaltbare Vereinfachung, zeigt jedoch, wie die Herrnhuter von anderen verstanden wurden.

3. Die Brüder-Unität trat genau an der Reibefläche zweier Epochen auf: zwischen der Spätorthodoxie und der sich Bahn brechenden Aufklärung. Das Regiment des Verstandes warfen die Herrnhuter beiden Seiten vor: den Orthodoxen, weil sie das Evangelium im theologischen System verstandesmäßig zu fassen suchten; den Aufklärern, weil sie in einem Akt verstandesmäßiger Selbstüberhebung sein wollten wie Gott. Markant für die Herrnhuter in diesem Zwei-Fronten-Konflikt ist, was Zinzendorf 1747 an Daniel Willi in Chur schrieb: Es ist »ein Unterschied ..., jemanden mit Verstand lieben und jemanden ... passionirt lieb haben ... Der Heil[and] hat unseren eigent[lichen] und wahren brüdern ein[en] andern character gegeben. Wir lieben ihn ohne Verstand, etwas verrückt im Kopfe dabey ...«<sup>54</sup>

4. Neben theologische traten vor allem auch verschiedene psychologische Gründe, die den »Herrnhuterstreit« entfachten; vermutlich hatten sie (zumindest zeitweise) sogar das größere Gewicht:

a) Die Diaspora-Arbeiter und andere Sendboten Herrnhuts waren oft Nicht-Schweizer, auf jeden Fall Auswärtige, was den Mythos von einer dubiosen ausländischen, planmäßig operierenden Sektenkirche nährte.

---

<sup>52</sup> K. Barth, Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert, 1947, S. 113.

<sup>53</sup> Zit. nach ABU, R 18 A No. 23 (41), [J. Valentin,] »Historische Nachricht von denen zwischen denen geistlichen Herren in Bündten entstandenen Streitigkeiten«.

<sup>54</sup> ABU, R 20c 21c (194), Konzept Zinzendorfs für einen Brief an Daniel Willi vom 30.10.1747.

b) Das traditionelle Gotteshaus am Ort war nicht mehr einzige Stätte der Verkündigung und Erbauung; daneben trat das Privathaus - ein Sachverhalt, der bei vielen Argwohn weckte.

c) In der Kirchgemeinde trat neben den Traditionsfaktor »Gottesdienst« die freiere Form der »Versammlung«; ihr haftete der Geschmack eines nicht-öffentlichen Kreises an, auch bei gegenteiligen Beteuerungen.

d) Die Tatsache, daß auch »Laien« solche Versammlungen leiteten, erregte Anstoß.

e) Der Neid über den »Erfolg« herrnhutisch gesinnter Pfarrer in Predigt und Seelsorge ist als mögliches Motiv in Einzelfällen nicht zu unterschätzen. Es wird berichtet, daß in Graubünden »feindliche Pfarrer« sich untereinander die Herrnhuterschriften »heimlich einander abborgen u. gantze Passagen daraus stehlen, um nicht nur vor uns[eren] Freunden das Ansehen zu haben, daß sie auch das Evangelium zu predigen wissen, sond[ern] auch [um] sich beym Volck ... in Credit zu erhalten«<sup>55</sup>.

5. Das geistliche Leben lag in manchen Gegenden regelrecht darnieder. Die Wertschätzung des geistlichen Amtes zeigte sich besonders in der Entlöhnung der Bündner Pfarrer, die kaum ihre Familien zu ernähren vermochten. Die Folge war der »Bündner Pfarrerstreik« von 1790.<sup>56</sup> Pointiert gesagt: Die Kirchgemeinde war vielerorts zu einem religiösen Servicebetrieb mit Dumpingpreisen verkommen. Der »Kampf gegen die Herrnhuter« war »an vielen Orten nichts anderes als ein Kampf der Gleichgültigkeit und des trägen Konservativismus gegen lebendige Frömmigkeit ... Man will in der Religion nicht beunruhigt werden, darum wehrt man sich gegen alle pietistischen Erweckungen« (P. Wernle).<sup>57</sup>

### III. Der Streit in der Synode

Der eigentliche Startschuß für den »Herrnhuterstreik« in der Synode fiel 1758. Im Herbst dieses Jahres geschah es, daß der erwähnte Pfr. Frizzoni nach heftigen Auseinandersetzungen von Bondo vertrieben wurde. Man warf ihm »Sonderlehren« vor und »daß er die Erweckten Brüder und Schwestern« nenne. Auch habe er »einen der Erweckten ermahnt, mit dem blutigen Mann [= leidender Christus] oft unter vier Augen zu reden und

---

<sup>55</sup> D. Cranz, »Reise-Diarium«.

<sup>56</sup> Vgl. H. Finze-Michaelsen, »Alle wie nur Ein Mann!« - Der Bündner »Pfarrerstreik« von 1790, in: Bündner Monatsblatt 1990, S. 434-453.

<sup>57</sup> P. Wernle, Bd. 2, S. 555f.

sein Hertz vor ihm auszuschütten«, was man im einfältigen Bondo als Empfehlung zum Umgang mit dem Teufel elend mißverstanden hatte.<sup>58</sup> Im ganzen Oberengadin entstand ein beträchtlicher Aufruhr, der sich besonders gegen das Erscheinen ausländischer Sendboten richtete. Die evangelische Session des Bundestages mußte sich der Sache annehmen, ebenso die Synode von Flims 1759. Die Herrnhuterfreunde erklärten damals auf der Synode zu den erhobenen Vorwürfen dreierlei - und diese drei Punkte werden von nun an immer wieder hervorgehoben: 1. Man sei »weder Paulisch noch Cephisch noch Apollisch und folglich in diesem Sinn auch nicht Zinzendorfisch«. Was die Confessio Helvetica lehre, das lehrten sie auch; was durch diese als Irrlehre verworfen werde, verwürfen sie auch. - 2. Die Kirchenordnung der Brüdergemeine hätten sie weder zu verteidigen noch zu verurteilen; vielmehr bekennen sie sich in aller Form zur Verfassung »unserer [lieben] ref. Rel.[igion]«; sie verweisen jedoch auf die im Apostolicum erwähnte sanctorum communio und die darin begründete Freiheit, über die Grenzen der eigenen Territorialkirche hinaus mit anderen Christen zu kommunizieren und alle Geister zu prüfen. - 3. Soweit Privatversammlungen »in honetten Häusern«, und zwar »ordentlich und ehrbarlich« zur »Seelenerbauung gehalten« würden, könne man »nicht anders, als sie gut heißen«, da Christus selbst gesagt habe (Mt. 18,20): »Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.«<sup>59</sup>

Trotz dieser Beteuerungen und soliden Begründungen setzte die orthodoxe Mehrheit durch, daß sich jeder Synodale per Handschlag zu dreierlei zu verpflichten habe: 1. Nichts gegen die Hl. Schrift und die Confessio Helvetica zu lehren; 2. alle Korrespondenz mit Zinzendorf und allen Kontakt mit den Diaspora-Arbeitern zu unterlassen; 3. die Erbauungsversammlungen einzustellen. Man kann sich vorstellen, daß die ganze Sache so kurzerhand kaum erledigt sein konnte.

Sie war es auch nicht. Bereits ein Jahr später, 1760 in St. Moritz, gerieten die herrnhutische und die orthodoxe Synodalfraktion heftig aneinander. Überhaupt ist in diesen Jahren erstmals in der Synodalgeschichte so etwas wie eine Fraktionsbildung festzustellen. Die Orthodoxen wollten die Beschlüsse des Vorjahres noch verschärfen, indem sie den ausdrücklichen Ausschluß der herrnhutischen Gesinnten aus der Synode verlangten. Zahlreiche

---

58 ABU, R 19C No. 6a (10a): »Kurtze Relation der seith etwas Zeith von den Feinden des Evangelii in Pündten verursachten Ohnruhen und Verfolgungen.«

59 Zit. nach dem brieflichen Bericht von Martin Loretz, Chur, vom 30.6.1759 an seinen Bruder Johannes.

Schmähschriften aus aller Herren Ländern wurden aufgetischt, um den Vorwurf der Irrlehre zu bekräftigen. Die Herrnhuterfreunde waren unsicher, ob sie ein gegen dieses Ansinnen aufgesetztes und von 20 Synodalen unterzeichnetes Protest-Memorial einreichen sollten oder nicht. Man wollte den Konflikt nicht unnötig anheizen. Sie »wußten in ihrer Verlegenheit nichts besseres, als sich an den lieben Heiland kindlich zu adressieren und durchs Los um Rath zu fragen, welches dahin fiel, daß das Memorial präsentiert werden solle«. Immerhin besaßen beide Seiten am Schluß so viel Weisheit zu erkennen, daß man hier auf dem besten Wege war, eine Kirchenspaltung heraufzubeschwören. Es war - wie so oft in dieser Sache - das Verdienst der weltlichen Assessoren, die Streithähne der Synode wieder auf den Teppich zu bringen. So beschloß die Mehrheit, »daß hiervon nirgends und nichts mehr soll geredet und gehandelt und das Passierte vergessen werden«. <sup>60</sup>

Für etwas mehr als zehn Jahre waren damit die Gemüter - wenigstens auf der Synode - halbwegs besänftigt, einmal abgesehen von einzelnen, eher kleinen Auseinandersetzungen. Ein einigermaßen scheidlich-friedliches Nebeneinander beider Richtungen war gewährleistet. Es ist jedoch der zweifelhafte Ruhm besonders *eines* Mannes, der sich den Kampf gegen die Herrnhuter zur Haupt- und Lieblingsbeschäftigung erkoren hatte (man munkelte, aus Rache, weil ein anderer als er Dekan geworden sei) und weder mit Gift und Galle noch mit Tinte, Druckerschwärze und eloquenten Reden sparte, um den Konflikt anzuheizen, wo er zu erlahmen drohte - eben jener Jakob Pernisch (1717-1807), Vizedekan und Pfarrer zu Samedan. Am 5. März 1773 tat er das, was man als Pfarrer lieber nicht tun sollte: Als ein junger Sproß der ausgesprochen herrnhuterfreundlichen Familie von Planta, Peter von Planta, verstarb, ergriff er die Gelegenheit beim Schopf, zu einem großen Rundumschlag gegen Zinzendorf und seine sogenannte »Sekte« auszuholen. Das dictum von der »Eiterbeule« war nur eine seiner Geschmacklosigkeiten. Er leerte sein ganzes Füllhorn von kirchengeschichtlichem und dogmatischem Halbwissen, von bereits tausendmal breitgetretenen Gerüchten um Zinzendorf und die Brüder aus, um als Summa zu konstatieren: »daß diese einen völlig anderen Heiland haben und verehren als die Orthodoxen«. <sup>61</sup> Unter den zahlreichen Zuhörern waren auch sieben Amtsbrüder, darunter der gelehrte Kirchenhistoriker Petrus Dominikus Rosius a Porta. Er er-

---

<sup>60</sup> ABU, R 19C No. 6a (12b), brieflicher Bericht von [Johannes?] Loretz, Neuwied, vom 16.10.1760 an Bruder Beyer in Zeist/Holland.

<sup>61</sup> Vgl. Epistola ad Jacobum Pernisium, S. 5.

klärte später namens der sieben in einer dicken Broschüre ironisch, sie seien wahrhaft überrascht gewesen von dem Bildungsstand Pernischs und hätten nicht anders können, als angesichts solch Theologenmutes bei einer Abdankung »albis dentibus ridebant« (bis aufs Weiß der Zähne zu lächeln). Ein Prüfungsausschuß der Synode stellte (1773) fest, das Machwerk Pernischs habe »nicht nur die Feile, sondern die Rute« verdient.<sup>62</sup>

1774 kamen die Orthodoxen auf ihren früheren Antrag zurück, jeder Synodale und besonders alle zur Aufnahme anstehenden Kandidaten sollten geloben, die Zinzendorfische Lehre zu verwerfen, mit den Sendboten keinen Umgang zu haben und auch Schriften besagter Herkunft nicht zu lesen. Wieder waren es die weltlichen Assessoren, die diese Scharfmacherei zu verhindern suchten. Schließlich wurde an die evangelische Session des Bundestages appelliert - also an die Politiker -, um in dieser Sache endlich Ruhe zu schaffen. Beide Seiten erhofften für sich den Sieg. Es muß natürlich als ein Armutszeugnis der Synode gelten, daß sie in solch einer elementar theologischen und in Sachen Einheit der rätischen Kirche so wichtigen Frage völlig in eine Sackgasse geriet, nur noch in Form von Memorials und Gegenmemorials verhandeln konnte, um am Ende Dritten die Entscheidung über Gut und Böse zu überlassen. Die Synode hatte sich als für diesen zentralen theologischen Konflikt untauglich gewordene Institution erwiesen. Die Situation war verfahren wie vielleicht niemals zuvor. Und sie sollte noch verfahrenere werden.

Was machen Politiker, die ein schwieriges Problem zu lösen haben? Sie setzen einen Ausschuß ein. Was macht ein Ausschuß, der ein schwieriges Problem zu lösen hat? Er hört zunächst einmal beide Seiten an. Und wenn er beide Seiten angehört hat, produziert er ein Papier, das möglichst niemandem allzufest auf die Füße tritt. Das ist kurz gesagt das, was im Winter 1775 in Chur geschah. Der Ausschuß umfaßte aus jedem der Drei Bünde Rätiens (Grauer, Gotteshaus- und Zehngerichtebund) zwei weltliche Vertreter. Als theologische Kontrahenten wurden von Seiten der Herrnhuterfreunde aufgeboten Dekan Caprez von Ilanz, Dekan Zanuck von Seewis und Pfr. Jakob Valentin von Jenins; auf Seiten der Orthodoxen Pfr. Anosi von Thusis, Antistes Leonhard von Davos und natürlich Pernisch. Fünf Sitzungen wurden für diese Disputation in Chur abgehalten, unter zahlreichem Aufmarsch von Zeugen.

Von Niveau der Veranstaltungen dieser Art, wie sie in der Reformationszeit zwischen Protestanten und Katholiken landauf, landab stattfanden, war

---

<sup>62</sup> P. Wernle, Bd. 3, S. 67.

das Ganze natürlich weit entfernt. Überhaupt erscheint es dem Betrachter des 20. Jahrhunderts keineswegs eine ausgemachte Sache, genau zu sagen, worum man eigentlich stritt. Der Vorwurf an die herrnhutisch Gesinnten, sie würden die Ketzerei, die Irrlehre Zinzendorfs verbreiten, wurde letztlich immer nur wiederholt, jedoch kaum recht begründet. Daß Pernisch mit seinen genüßlich ausgebreiteten Zitaten aus der gefühlsselig-bizarren Sprachwelt Zinzendorfs immer wieder die Lacher auf seiner Seite hatte, wurde zwar als Erfolg verbucht, brachte aber in der Sache selbst kaum weiter. So hatten die Bündner Herrnhuterfreunde ein relativ leichtes Spiel. Sie erklärten schlichtweg, zur Verteidigung Zinzendorfs und der Brüder-Unität keine Veranlassung zu haben; darüber solle man mit den Brüdern selbst verhandeln: »Wir seyen vor uns da, haben sie was wider uns, so wollen wir uns über alle Punkte gerad und aufrichtig erklären.«<sup>63</sup> Das war geschickt argumentiert und nahm der üblen Polemik von Pernisch und Konsorten den meisten Wind aus den Segeln. Pointiert gesagt: Man ließ Pernisch sich an Zinzendorf die Zähne ausbeißen und sah in aller Ruhe zu, ohne sich im Tiefsten getroffen zu fühlen. Aber so ganz konnte man die groben Verzerrungen der Gegner nun doch nicht hinnehmen und reichte schriftlich ein »Freimüthiges Bekenntnis, was wir von der Brüder-Unität halten« ein.<sup>64</sup> Darin hieß es: »So entfernt wir sind, den Grafen Zinzendorf von allen Irrthümern frey zu sprechen und alle seine Ausdrücke guth zu heißen, so entfernt sind wir auch anderseits, die Wahrheit, die er geschrieben, zugleich mit den Irrthümern zu verdammen und seine Ausdrücke als Äußerungen und Beweise eines bösen, gottlosen Herzens anzusehen.«

Fünf Sitzungen der Pazifikations-Kommission mußten genug sein. Immerhin waren die Spesen und Taggelder auf über 500 Bündner Gulden angewachsen (das waren mehr als anderthalb durchschnittliche Jahreslöhne eines Bündner Pfarrers). Am Ende stand ein von der Kommission verfaßtes »Parere«, also eine Verfügung, die den evangelischen Gemeinden als Friedensdokument zur Abstimmung vorgelegt werden sollte. Die darin enthaltenen fünf Punkte besagten kurz gefaßt Folgendes:<sup>65</sup>

1. Die letzte Entscheidung, ob Diaspora-Arbeiter am Ort geduldet werden, obliegt jeder einzelnen Ortsobrigkeit. - 2. Jeder Synodale darf die Bücher lesen, die er will, jedoch unter Gemeindegliedern nur solche verbreiten, die »als unanstößig und erbaulich bekannt sind«. - 3. Das Examen der Kandi-

---

<sup>63</sup> »Historische Nachricht ...« (vgl. oben Anm. 52).

<sup>64</sup> ABU, R 18a Nr. 22 (26-38).

<sup>65</sup> Abgedruckt z.B. bei J. Munz, S. 319f.

daten ist auch in Hinblick auf die Feststellung ihrer Rechtgläubigkeit ausreichend; zusätzliche Gelübde sind nicht nötig. - 4. Von den Prädikanten ist »der ganze Rat Gottes« vorzutragen (Kritik an der Christozentrik der Herrnhuter) und alle Anzüglichkeiten, Verunglimpfungen und Verdächtigungen der theologischen Gegner auf der Kanzel zu unterlassen. - 5. Der Fraktionengeist auf der Synode wird gemäßregelt; Mehrheitsentscheidungen sind zu respektieren.

Im Vorfeld der Abstimmungen brach eine wahre Lawine von gedruckten Broschüren und Pamphleten los. Beide Seiten wandten sich an angesehene Personen und Institutionen in der Schweiz und im Ausland, um deren Gutachten als Argumente pro und contra ins Feld führen zu können. Titel einer Druckschrift war etwa: »Klagen eines Rhetiers an seine Bundesgenossen über die seit wenig Jahren in seinem Vaterland aufgekommene, nunmehr aber darin stark anwachsende Herrnhutersecte« (1775). Als Druckort ist angegeben: »Wo Staatsklugheit und Heucheley und List / Mit Christi reiner Lehr noch nicht verknüpft ist.« Damit ist wohl Chur gemeint. Dort wütete der Kampf auch am schlimmsten. Bereits Ende 1774 hatten 91 Eltern aus Sorge um die »Erziehung und Unterweisung ihrer Kinder in der wahren und allein seligmachenden Religion« vom Rat der Stadt verlangt, daß alle Geistlichen und Schulherren einen Antiherrnhutereid abzulegen hätten.<sup>66</sup> Anfang März 1775 waren alle betroffenen Amtsträger im Antistitium versammelt und zur Ablegung eines solchen Eides aufgefordert worden. Der angesehene Prof. Daniel Bilger verweigerte ihn unter Berufung auf das Synodalgelübde, die Hl. Schrift und die confessio Helvetica.<sup>67</sup> Der Katechet Bernhard Terz jedoch erklärte feierlich, er werde »mit Ausschließung und Verwerfung, ja Verabscheuung aller ... Zinzendorfschen Irrthümer als ein orthodoxer Theologus, es seye auf der Kanzel oder in der Schule oder bey Examinierung der H[erren] Candidaten mit allem Ernst eifern«.<sup>68</sup> Chur lehnte - wie nicht anders zu erwarten - das Parere als zu large ab, mußte sich jedoch der deutlichen Mehrheit der befürwortenden Gemeinden beugen.

---

<sup>66</sup> Stadtarchiv Chur, RA 1774 67: »... auff daß die Familien und Jugend unserer Statt nicht verführt und verderbt werden möge - zu diesem Ende und da sonderheitlich die Zeit zur gewöhnlichen Unterweisung zum Heyligen Abendmahl herannaht, sambtlichen Geistlichen und Schulherren unserer Statt vor sich komen zu lassen und sie durch einen Eyd zu verbinden, daß sie die allein selig machende, auff den Grund der Heyligen Schrift gegründete Evangelische Reformierte Religion lehren und die Jugend darauff unterweisen wollen.«

<sup>67</sup> Vgl. sein Schreiben Stadtarchiv Chur, RA, vom 4.3.1775 an den Stadtrat Chur.

<sup>68</sup> Stadtarchiv Chur, RA, Brief vom 6.3.1775 an den Stadtrat Chur.

Aber statt Frieden zu stiften, wurde das Parere und besonders seine Auslegung (die Herrnhuter waren ja nirgendwo beim Namen genannt!) zum neuen Zankpfel für die Synodalversammlungen der nächsten Jahre.

1775 in Chur: Die orthodoxe Minderheit verläßt unter Anführung Pernichs die Synode und tagt separat in der Schneiderzunft. Grund: Zusätzlich zum Parere wird ein Antiherrnhutereid der Synodalen gefordert, womit man aber nicht durchkommt.

1778 in Sent: Beide Seiten halten in getrennten Lokalen ihre Synodalversammlungen ab. Pernisch und seine Freunde beanspruchen die Kirche für sich allein. Eine Horde von aufgestachelten Bauern aus der Umgebung erscheint, um die Versammlung der Herrnhuterfreunde zu zerstreuen. Die drohenden Raufereien können nur mit Mühe und Not verhindert werden. So kam auch die Bündner Kirchengeschichte zu so etwas wie einer »Räubersynode«.

1778 ereignete sich dann der wohl schwerste Schlag gegen die Herrnhuter in Graubünden; es war gleichzeitig der letzte Höhepunkt der Auseinandersetzungen. Die Evangelische Session des Bundestages, also die politische Oberbehörde in Kirchenfragen, verließ ihre vermittelnde und besänftigende Position vor allem, weil einzelne ihrer Wortführer auf die Seite der Orthodoxie-Sympathisanten abgeschwenkt waren. Sie schlug den Gemeinden einen neuen Kandidateneid vor, der nun die früher umstrittene ausdrückliche Nennung der Herrnhuter einschließen sollte. Das Gelöbniß sagte, daß man »keiner fremden Sekte, auch nicht der herrnhutischen zugetan« sei. Die Mehrheit der Gemeinden stimmte dem zu, und so war zumindest für die nächste Zeit der Zuzug junger Theologen mit Brüderfreundlicher Gesinnung gestoppt. damit war ein empfindlicher Punkt getroffen, befanden sich doch zahlreiche Jünglinge im Ausland an Herrnhuterschulen wie Neuwied, Niesky und Barby. Für die ordinierten Pfarrer in ihren Gemeinden änderte sich jedoch kaum etwas. Sechs Jahre dauerte dieser Zustand, und die erhitzten Gemüter kamen wirklich zur Ruhe.

1784 ging der Vorhang dann zum letzten Akt in diesem Drama auf, und zwar ausgerechnet auf der Synode in Bondo, also in jenem Dorf, wo mit der Vertreibung Frizzonis die Streitigkeiten 26 Jahre zuvor begonnen hatten. Es war ein einziger Kandidat, der es fertigbrachte, dem ganzen Spuk der jahrelangen Streiterei ein Ende zu setzen. Es war Jakob Valentin, Sohn des gleichnamigen Pfarrers und Herrnhuterfreundes; er hatte in Barby studiert und sich nun aus Gewissensgründen schlichtweg geweigert, den anti-herrnhutischen Kandidateneid abzulegen; er trat mit einer entsprechenden Erklärung kurzerhand vom Examen vor der Synode zurück. Der Fall kam vor die

Evangelische Session. Die fand, es sei jammerschade um den begabten Kandidaten und man könne den betreffenden Zusatz von der »herrnhutischen Sekte« eigentlich auch getrost fortlassen. Sie legte dies den Gemeinden zur Abstimmung vor, deren Mehrheit es - vor allem mit den Stimmen aus dem Prättigau - auch annahm. So war man nun eigentlich nach all den Jahren, nach all dem bedruckten Papier, all der vergossenen Tinte, nach all den erhitzten Diskussionen wiederum genau dort, wo man ursprünglich einmal gewesen war: nämlich bei der Duldung der Herrnhuter in Graubünden.

Jetzt kehrte endgültig Ruhe ein - freilich eine Ruhe, die nicht in einer Einigung in der Sache begründet lag. Die Beteiligten waren sichtlich ermüdet. Die Generation der Kämpfer aus den ersten Tagen war auf beiden Seiten alt geworden, und die nachwachsende junge Bündner Theologengeneration hatte mehrheitlich weder Lust noch Einsicht in die Notwendigkeit, diesen Streit weiterzuführen. Überhaupt kam jetzt ein ganz neuer, bislang nicht dagewesener Pfarrertyp vermehrt in die Gemeinden. Es war der Typ des Theologen, der sich für allerhand Dinge *neben* der Kanzel zu interessieren wußte, der sein Allotria beim Pflanzenbestimmen, Höhlenerforschen, Tierebeobachten, in der Verbesserung der Landwirtschaft und der Propagierung der Pockenschutzimpfung, in der Behebung von Mängeln im Schul- und Armenwesen suchte und mit großem Eifer betrieb. Um das Jahr 1800 wird fast jede Bündner Gemeinde den Namen eines Pfarrers aufzuweisen haben, der in irgendeiner Form mit solchem Allotria verbunden ist - oder eben gerade *nicht* »Allotria«, wie man damals vom aufklärerischen Geist angehaucht wortreich beteuerte, sondern man wollte ja Gottes Werke und Gottes Gaben erkennen und zum Nutzen des menschlichen Geschlechts tatkräftig erschließen! Wieviele (auch von den einstigen Herrnhuterzöglingen unter den jungen Bündner Prädikanten) schwenkten nun mit Begeisterung in dieses neu entstandene Lager ab, zeigten sich zwar lebenslang freundlich gegen die Brüder, hießen die Diaspora-Arbeiter hochwillkommen in ihrem Pfarrhaus, ließen sie sogar einmal sonntags predigen auf ihrer Kanzel - aber auf die vernachlässigten Erbauungsveranstaltungen angesprochen, wurden sie entweder betreten schweigsam oder sie verwiesen - auch das gab es damals schon! - auf die ach so vielen anderweitigen Geschäfte und Verpflichtungen.

In der Tat leisteten zahlreiche Bündner Synodale damals auf manchen Gebieten - Allotria-Gebieten! - Pionierarbeit, die kaum zu unterschätzen ist und von deren Früchten wir heute, ohne es zu wissen, noch zehren. Aber dieser Pioniergeist entfaltete sich nun eben vor allem *neben* der Kanzel! Im

Enthusiasmus für aufklärerische Ideale fiel eins unter den Tisch: Die Frage nach der Erneuerung der Kirche. Und zwar Erneuerung im reformatorischen Sinne: als Rückbesinnung auf das Elementare des Evangeliums. Der Pietismus hat seit jeher die undankbare Rolle gehabt, an diese Frage penetrant zu rühren, oft genug wohl allzu penetrant. Die fortdauernde Reaktion der Spätorthodoxie wie auch des späteren Liberalismus aber war, ihn für diese Frage *allein* schon auszuschimpfen und zu maßregeln. Eins ist gewiß: So einfach wird man nicht mit ihm fertig werden. Dazu ist seine kirchliche Kraft nicht nur zu stark; sie ist auch zu kostbar, als daß man sie auf diese Weise verlieren dürfte. Im 18. Jahrhundert wollte man die Herrnhuter und ihre Freunde aus unserer Kirche hinausdrängen. Ein Impuls, der der Erneuerung der Kirche in mancher Hinsicht durchaus hätte fruchtbar sein können, wurde wie ein Erzfeind bekämpft. Schaden genommen hat dabei vielleicht am meisten die Kirche selbst, weil sie ihre Kräfte vergeudet hat in Plänkeleien um verletzte Eitelkeiten, statt sich hinzusetzen und sich zu fragen, ob sie wohl selbst etwas versäumt haben könnte. Die Gelegenheit dazu wurde verpaßt.

Kirchengeschichte hat im Rahmen der Theologie die Funktion einer »Hilfswissenschaft«; sie ist Zuträgerin des Lehr- und Lernstoffes für die Gegenwart. Es besteht also kein Grund, auf die Irrungen und Wirrungen von damals in Graubünden so erhaben herabzublicken, wie Lots Frau auf Sodom und Gomorrha meinte herabzublicken zu dürfen. Wer Kirchengeschichte so betreibt, kann zur »Salzsäule« werden. Die Frage nach der Erneuerung der Kirche stellt sich in unserer Zeit des Umbruchs mit besonderer Dringlichkeit. Es mag dabei tröstlich und lehrreich zugleich sein, zu wissen, daß wir in unserer Zeit nicht die ersten sind, die diese Frage stellen und um ihre sachgemäße Beantwortung - streiten.

## SUMMARY

The Moravian movement which reached the Grisons in the 1740s met with a positive response there, but at the same time it triggered a serious quarrel within the Reformed Churches of the Grisons which was unique in their history. For almost 30 years the »Moravian Quarrel« occupied the country.

Milestones on the path of the Moravians in the Grisons were the visit of the Moravian emissary Johann Philipp Dörbaum to the Pietist former clergyman Daniel Willi in Chur in 1745 and the visit of the diaspora worker Jo-

hann Georg Wallis to the Synod in Splügen in 1750 which was arranged by Willi. This last visit was a great success and Wallis received an enthusiastic reception not only from simple farmers and artisans, but also from an astonishing number of members of the Grisons aristocracy. From 1850 onwards, diaspora workers visited the region regularly. Their accounts of their journeys (the last one was written in 1866) are an important source for the ecclesiastical history of the Grisons. Several of the clergy were favourably disposed towards the Moravian representatives. Through the connections of the Moravian Brotherhood some of them became clergymen in parishes in the Volga regions of Russia settled by Germans. The town of Neuwied became a centre for friends of the Moravians from the Grisons, and among these was the Albertini family to which the future bishop and author Johann Baptist von Albertini belonged. In 1773 10% of the permanent members of the Moravian colony in Neuwied came from the Grisons.

Protests against this development were not lacking. Parish members protested against clergymen who were favourably disposed to the Moravians. Anti-Moravian clergymen insultingly referred to the Moravians as an abscess and called Zinzendorf the Anti-Christ. The Moravian theology of the cross and its Christocentrism made the Moravians unpopular with disciples of the late orthodoxy and Enlightenment alike. The foreign emissaries and meetings in private houses stirred suspicions. At the Grisons Synod in 1759 the supporters of the Moravians were attacked. In spite of their defense, the majority decided that members of the Synod should give an undertaking to break off all contact with the Moravian Brotherhood. In 1760 there was feuding between the Moravian and the orthodox fraction in the synod. However, a split in the Church was avoided. In 1773 the Vice-Deacon Jakob Pernisch from Samedan took up the feud once again. In 1775 the Synod set up a committee which presented a compromise proposal which, however, did not bring about peace. In 1778 clergymen were once again required to take a vow to have no contact with any other sect including the Moravians. In 1784 the candidate Jakob Valentin, who had studied in Barby, decided to withdraw from his examination rather than renounce the Moravians. This incident caused a revision of attitudes and it was decided to remove this part of the vow. The »Moravian Quarrel« finally ended due to the weariness of participants of both sides. The following generation was no longer interested in the problem. The question of the renewal of the Church however remains a continuing problem.